



Milena
Mayfeldt

Hochzeit nach Plan B

© des Titels »Hochzeit nach Plan B« (978-3-86882-454-4)
2013 by MVG Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

mvgverlag 

KAPITEL I

Ich hatte alles perfekt vorbereitet. Trotzdem war ich nervös. Der Abend sollte einmalig werden, unvergesslich für mich und meinen Freund Thomas.

Dass er aber so ein Knaller werden würde, damit hatte ich nicht gerechnet.

Es war mein sechszwanzigster Geburtstag, und ich hatte beschlossen, mir selbst zu diesem Anlass ein ganz besonderes Geschenk zu machen: einen Ehemann. Seit dreieinhalb Jahren war ich jetzt mit Thomas zusammen. Zeit genug, um endlich Nägel mit Köpfen zu machen.

Den Beziehungsstatus ändern, hieß das wohl inzwischen in Zeiten von Facebook und Twitter, dachte ich grinsend.

Ich wurde noch etwas nervöser, als mir durch den Kopf ging, was mir an diesem Abend noch bevorstand. So ganz sicher war ich nicht, wie Thomas auf meinen Antrag reagieren würde. In mancher Hinsicht war er ein ganz schöner Chauvi, und es konnte schon sein, dass meine Entscheidung, selbst die Initiative zu ergreifen, an seinem ziemlich ausgeprägten männlichen Ego kratzen würde. Ehrlich gesagt hatte ich manchmal das Gefühl, nicht mehr in unsere immerhin 160 Quadratmeter große Wohnung zu passen, wenn mein Zukünftiger einen seiner spontanen Anfälle männlichen Stolzes bekam, bei dem sich sein Ego ausdehnte wie die Erde beim Urknall.

Daher hatte ich vorsichtshalber beschlossen, ihn mit seinem Lieblingsessen milde zu stimmen. Ich fand die Kombination aus Spaghetti Carbonara und schwarzen Oliven zwar ziemlich ekelerregend, aber Thomas war ganz verrückt danach. Wahrscheinlich noch verrückter als nach mir, schoss es mir durch den Kopf, aber ich verdrängte den Gedanken sofort wieder. Es

kostete mich auch so schon genug Überwindung, den entscheidenden Schritt zu machen. Da brauchte ich solche störenden Querschläger meines gestressten Hirns überhaupt nicht.

Während ich die Spaghetti abgoss, wackelte ich mit dem Hintern. Dem Anlass angemessen hatte ich mir an diesem Tag neue Dessous zugelegt, eine traumhafte Kombination aus Seide und Spitze in sündigem Rot, die ich jetzt unter meinem schwarzen Kleid trug. Blöderweise hatte ich mich von der Verkäuferin beschwatzen lassen, einen Stringtanga auszuwählen. Die Frau verstand zwar etwas vom Verkaufen, aber garantiert nichts von bequemer Unterwäsche. Der Slip kniff und zwickte und schien bei jeder Bewegung tiefer zu rutschen. Im Stehen ging es ja gerade noch, aber beim Hinsetzen hatte ich das Gefühl, ich müsste mit nacktem Hintern rittlings auf einer stramm gespannten Wäscheleine balancieren.

Na ja, wahrscheinlich würde ich das Ding ohnehin nicht lange anbehalten, tröstete ich mich.

Ich wandte mich wieder meiner Carbonara-Soße zu. Stirnrunzelnd rührte ich in dem kleinen Edelstahltopf. Mir war zwar klar, dass ich nicht gerade eine begnadete Köchin war, aber die Soße sah irgendwie ganz anders aus als die, die wir immer bei Luigi, unserem Lieblingsitaliener, serviert bekamen. Undefinierbare Klümpchen schwammen in einer bräunlich-dicklichen Masse, die fatal an die künstliche Kotze aus dem Scherzartikelladen erinnerte, mit der mein Klassenkamerad Michael früher unsere Lehrer erschreckt hatte. Dabei hatte ich mich doch genau an das Rezept gehalten.

Ich zuckte die Achseln. Dann würde Thomas eben eine Extraportion schwarze Oliven abbekommen, und ich selbst konnte das Elend ja mit einer dicken Schicht geriebenen Parmesans übertünchen.

Ich warf einen Blick auf die Küchenuhr. Es war kurz nach sieben, also konnte mein Schatz jederzeit nach Hause kommen. Um unliebsamen Überraschungen vorzubeugen und genügend Zeit zum Kochen zu haben, hatte ich ihm am Abend zuvor kategorisch untersagt, heute vor neunzehn Uhr auf der Matte zu stehen. Nicht, dass er sich sonst an meine Anweisungen hielt, aber gestern war er merkwürdig kleinlaut gewesen. Er hatte etwas von »hab' sowieso noch viel Arbeit« gebrummelt und sich in unserem Arbeitszimmer verbarrikadiert.

Dabei war ein leiser Verdacht in mir aufgestiegen, dass er meinen Geburtstag vielleicht vergessen hatte. Das Geschenk, das er mir heute Morgen überreicht hatte, war auch nicht gerade dazu geeignet gewesen, das Gegenteil zu beweisen. Es war ein Büchergutschein aus dem Internet gewesen, ausgedruckt gestern Abend um 22.34 Uhr.

Na ja, Thomas wusste nun einmal, wie gern ich las, nahm ich ihn vor mir selbst in Schutz. Außerdem war ein erfolgreicher Mann wie er doch ständig unter Termindruck, da konnte er schon mal die eine oder andere Kleinigkeit vergessen.

Auch wenn diese Kleinigkeit ausgerechnet dein Geburtstag ist?, bohrte eine innere Stimme, die ich nicht unterdrücken konnte.

Glücklicherweise beendete das Geräusch des Schlüssels im Schloss unserer Wohnungstür meine ketzerischen Gedanken.

Eilig überprüfte ich zum mindestens zwanzigsten Mal mein Spiegelbild in der Glasscheibe der Mikrowelle, während ich mir die Küchenschürze abstreifte, die mit ihrem verspielten Herzchendesign weder zu meinem schicken schwarzen Kleid noch zur topmodernen Kücheneinrichtung passte. Sie war ein Geschenk meiner Freundin Mareike gewesen und eines der

wenigen Relikte aus der Zeit vor meiner Beziehung mit Thomas.

Meine Hochsteckfrisur saß glücklicherweise immer noch vorbildlich, und zum kleinen Schwarzen trug ich eine Kette aus filigranem Weißgold und dazu passende Ohrringe.

Geschenke von Thomas aus der Zeit, als er deinen Geburtstag noch gebührend beachtet hat, meldete sich meine aufsässige innere Stimme wieder zu Wort, aber ich brachte sie mit einem leisen Knurren zum Schweigen.

Schlicht, aber elegant, beglückwünschte ich mich zu meinem Spiegelbild, bevor ich mich meinem Schatz zuwandte.

»Du kommst gerade richtig, das Essen ist fertig«, flötete ich.

»Wie? Was?«

Thomas wirkte völlig abwesend. Mit einem Stirnrunzeln starrte er mich an.

Das fing ja gut an. Der Abend hatte eindeutig noch Entwicklungspotenzial.

»Essen? Geburtstag?«, erinnerte ich ihn mit hochgezogenen Augenbrauen.

Sein Blick fiel auf den Tisch, den ich mit weißer Tischdecke und dunkelroter Tischdeko hergerichtet hatte. Fünf Kerzen in hohen Leuchtern hüllten das Ganze in gemütlich flackerndes Licht. Ansonsten wurde der große Raum nur durch die Halogenstrahler der Dunstabzugshaube in der offenen Küche und die Lichter der Hamburger Innenstadt erhellt, die durch die bodentiefen Fensterscheiben in unser Wohnzimmer fielen.

Ich hatte mir mit dem Decken des Tisches so viel Mühe gegeben und war so stolz auf mein Werk gewesen, dass es mir schwerfiel, mein einstudiertes Hollywood-Lächeln aufrechtzuerhalten.

»Ach so, das Essen«, meinte Thomas wenig begeistert.
»Gib mir eine Minute, dann bin ich bei dir.«

Da er sofort im Bad verschwand, entging ihm, wie meine Gesichtszüge entgleisten und mit voller Wucht den Prellbock am Streckenende rammten.

Ich zog einen Schmollmund, der Brigitte Bardot alle Ehre gemacht hätte, und knallte die Schüssel mit den Spaghetti auf den Tisch.

Meine Aktion wäre natürlich viel wirkungsvoller gewesen, wenn die Ursache meiner schlechten Laune dabei im Raum gewesen wäre. Stattdessen kam sie kurz darauf in Jeans und Poloshirt aus dem Bad spaziert und setzte sich an den gedeckten Tisch, als wäre nichts passiert.

Na ja, er hatte eben einen harten Tag, rief ich mir ins Gedächtnis. Und als Thomas mir ein unwiderstehliches Lächeln schenkte, war ich schon wieder versöhnt.

Auch nach den dreieinhalb Jahren, in denen wir jetzt ein Paar waren, war es für mich noch immer unfassbar, dass dieser Mr. Perfect ausgerechnet mich auserwählt hatte. Er war intelligent, erfolgreich in seinem Job als Architekt, hatte Geld und sah mit seinem durchtrainierten Körper, den blonden Haaren und den strahlend blauen Augen noch dazu umwerfend aus. Kurzum, er hätte jede haben können, aber ich war die Glückliche, die ihn sich geangelt hatte.

Milde gestimmt schaufelte ich eine große Portion Spaghetti auf seinen Teller und deckte die Soßen-Katastrophe großzügig mit schwarzen Oliven ab. Den Wein hatte ich schon eingeschenkt. Ich hatte mich für einen leckeren Primitivo aus Apulien entschieden, der gut zu den Spaghetti passte.

»Auf einen schönen Abend«, sagte ich lächelnd, während ich mein Glas hob.

Meine Finger zitterten vor Aufregung. Thomas konnte ja nicht ahnen, dass in seinem Weinglas noch eine Überraschung auf ihn wartete. Ich hatte beim Juwelier einen Ring besorgt und ihn im Wein versenkt, wie ich es schon in so vielen Filmen gesehen hatte.

Zugegeben, diese Art des Heiratsantrags war schon ziemlich ausgenudelt, aber ich war nun mal eine hoffnungslose Romantikerin – außerdem hatte es im Film doch eigentlich immer geklappt, und darauf hoffte ich auch jetzt.

Nervös zog ich die Unterlippe zwischen meine Zähne, während Thomas das Glas zum Trinken ansetzte.

Dabei fiel mir siedend heiß ein, dass ich ja den dunkelroten Lippenstift aufgelegt hatte. Meine Zähne mussten also jetzt aussehen wie die eines Vampirs nach erfolgreicher Nahrungsaufnahme. Unauffällig angelte ich mir die Serviette und rieb mir hinter meinem Weinglas versteckt die Zähne sauber.

Erstaunlicherweise kam von Thomas keine abfällige Bemerkung, wie es sonst seine Art war. Er wirkte immer noch abwesend – und irgendwie nervös.

Ganz gegen seine Gewohnheit leerte er sein Glas in einem Zug.

Entsetzt beobachtete ich, wie er schluckte, dann überrascht die Augen aufriss und zu röcheln begann.

Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, den Ring ausgerechnet in Rotwein zu verstecken. Darin war er so gut wie unsichtbar gewesen. Kein Wunder, dass sie im Film immer Champagner nahmen.

Ich sprang auf.

Während ich fieberhaft überlegte, ob es noch Sinn machte, den Notarzt zu rufen, oder ob ich mich besser gleich aus dem Staub machen und ins Ausland absetzen sollte, bevor man am

nächsten Tag die Leiche meines Freundes fand, wurde Thomas abwechselnd rot und weiß im Gesicht.

Er hustete und keuchte und spuckte schließlich den Ring zusammen mit einem ordentlichen Schwall Rotwein auf die weiße Tischdecke.

Fassungslos starrte er erst auf das beschmierte Schmuckstück, dann wandte er sich mir zu. Sein Blick war so entgeistert, als wäre mir gerade ein drittes Ohr gewachsen.

Verlegen trat ich von einem Bein auf das andere und kaute auf meiner Lippe herum.

Schon wieder Vampirzähne!, schoss es mir durch den Kopf, aber diesmal ließ ich die Serviette, wo sie war. Bei dem Chaos, das ich angerichtet hatte, kam es auf ein bisschen Lippenstift jetzt auch nicht mehr an.

»Willst du mich umbringen?«, stieß Thomas röchelnd hervor. Er griff sich an den Hals, der anscheinend immer noch ordentlich wehtat.

Ich machte ein paar Schritte auf ihn zu und legte besänftigend die Hand auf seinen Arm.

»Es tut mir so leid«, beteuerte ich ehrlich zerknirscht. »Das sollte jetzt wirklich kein Attentat werden, ganz im Gegenteil.« Ich probierte meinen lang geübten Augenaufschlag, der sonst nie seine Wirkung verfehlte, und tatsächlich schien Thomas schon etwas besänftigt zu sein.

Aber er reagierte überhaupt nicht auf den Ring. Wenn schon der Wink mit dem Zaunpfahl nichts brachte, musste ich eben noch direkter werden.

Ich holte einmal tief Luft und nahm all meinen Mut zusammen.

»Schatz, was ich dir mit dem Ring sagen wollte, ist, dass ich dich über alles liebe. Willst du mich heiraten?«

Thomas starrte mich so entgeistert an, dass ich mir beinahe sicher war, dass etwas mit mir nicht stimmte. Vielleicht schoss Ohr Nummer vier gerade irgendwo aus meiner Stirn?

Ich musste mich zusammenreißen, um nicht mit der Hand danach zu tasten.

»Und, was sagst du?«, hakte ich unsicher nach, als Thomas mich über eine Minute hatte zappeln lassen.

»Hannah, Schatz, also ...«, stammelte er.

Ich zog eine Augenbraue hoch. Das war definitiv kein guter Auftakt. »Ja?«

Meine Stimme hörte sich selbst in meinen Ohren seltsam schrill an.

»Ja, also es ist so ...«, begann Thomas, wobei er ein Gesicht machte, als hätte er in einen verrotteten Fisch gebissen. Er blickte mich Hilfe suchend an, aber ich hatte nicht vor, es ihm leichter zu machen. Ich war vollauf damit beschäftigt, meine wackeligen Knie unter Kontrolle zu bringen. Der Ton, den er angeschlagen hatte, gefiel mir überhaupt nicht.

»Also, du erinnerst dich doch sicher noch daran, dass ich letztes Jahr auf der Messe in Berlin war.«

Dumme Frage, natürlich erinnerte ich mich daran. Das war eine der vielen Gelegenheiten gewesen, wo Thomas es nicht für nötig befunden hatte, dass ich ihn begleitete, obwohl wir zusammen arbeiteten.

»Ach, Schatz, du kannst ruhig zu Hause bleiben«, hatte er mir damals in gönnerhaftem Tonfall mitgeteilt. »Mach dir doch einfach ein paar nette Tage.«

Das hatte ich getan, zumindest wenn man einen Haufen Bürokratie und Akten sortieren als nette Tage bezeichnen konnte.

Thomas schien sich dagegen gut amüsiert zu haben, vor allem wenn das zutraf, auf das ich mich gerade gefasst machte.

Tatsächlich fuhr er fort: »Na ja, damals in Berlin, also da habe ich jemanden kennengelernt. Sie heißt Natalie. Und – äh – ich habe mich in sie verliebt. Seitdem haben wir uns immer wieder getroffen.«

Oh nein, das konnte doch nicht wahr sein!

Ich machte den Mund auf, um etwas zu sagen, aber mir fiel absolut nichts Intelligentes ein. Also klappte ich ihn wieder zu. Ich muss ausgesehen haben wie der Goldfisch meines Vaters, den mein Onkel Waldemar versehentlich im Klo versenkt hatte. Zumindest hatte er immer behauptet, dass es ein Versehen gewesen war, auch wenn er nie hatte plausibel erklären können, wie der Fisch überhaupt in die Nähe der Toilette gekommen war. Aber das war eine andere Geschichte.

Ich starrte Thomas ungläubig an. Mit Entsetzen dachte ich an all die Abende und Wochenenden, die er seit der Messe in Berlin verbracht hatte. Angeblich wollte er dort ein größeres Projekt mit einem Bauunternehmer starten.

Projekt Natalie, dachte ich mit einem Anflug von Galgenhumor.

Thomas schien eine Reaktion von mir zu erwarten. Jedenfalls sah er mich abwartend an.

»Und jetzt?«, brachte ich keuchend hervor. »Wie soll es jetzt weitergehen?«

An seinem verzogenen Gesicht konnte ich erkennen, dass er mir noch nicht alles gesagt hatte. Und leider sollte ich recht behalten.

»Da wäre noch etwas«, fuhr er betreten fort. Er trat von einem Fuß auf den anderen und knetete nervös seine Finger, bis er schließlich herausplatzte: »Natalie ist schwanger.«

Ich hatte das Gefühl, von einer Abrissbirne umgehauen zu werden. Mit großen Pendelbewegungen zerschlug sie meine

Welt und mich selbst gleich mit. Mit offenem Mund starrte ich Thomas an.

Goldfisch mit Atemstillstand.

»Schwanger?«, wiederholte ich hysterisch, obwohl es an dem Wort wohl kaum etwas zu missverstehen gab. »Schwanger?«

Thomas nickte betreten und ich merkte, wie die Fassungslosigkeit langsam von Wut abgelöst wurde. Dieser Mistkerl hatte mich tatsächlich seit Monaten hintergangen, und ich war blöd genug gewesen, das nicht zu bemerken. Im Gegenteil, ich war immer ganz stolz darauf gewesen, ihm völlig zu vertrauen und nicht wie andere Frauen in seinem Handy oder seinen Jackentaschen hinter ihm her zu spionieren.

Hätte ich es mal getan, dann wäre mir zumindest die Schmach eines abgelehnten Antrags erspart geblieben.

Andererseits hatte er den Antrag ja noch gar nicht abgelehnt, und er würde auch mit Sicherheit nicht mehr dazu kommen, weil ich auf der Stelle mit ihm Schluss machen würde.

Grimmig verzog ich das Gesicht, schnappte mir den Teller mit den Spaghetti – natürlich den mit den ekelhaften schwarzen Oliven – und knallte ihn meinem Neu-Exfreund direkt vor die Füße. Mit einem lauten Scheppern zerschlug das teure Porzellan auf dem Granitboden. Ich wusste, dass meine Aktion eigentlich überhaupt keinen Sinn ergab, aber das Geräusch des zerspringenden Tellers hatte etwas eigentümlich Befriedigendes an sich. Das war eine ausgesprochen gute Methode, eine Beziehung zu beenden, entschied ich.

Thomas brachte sich mit einem gewagten Sprung nach hinten vor den umherfliegenden Scherben in Sicherheit, während ich mich auf dem Absatz umdrehte und in unser gemeinsames Schlafzimmer stürmte.

Ich zerrte meinen riesigen Koffer aus dem Kleiderschrank, schmiss ihn auf das Bett und begann, wahllos Klamotten aus dem Schrank zu ziehen und in den Koffer zu schmeißen.

Vor Wut liefen mir Tränen über das Gesicht. Was bildete sich dieser Kerl eigentlich ein? Ich hatte alles für ihn aufgegeben, und er betrog mich mit so einem billigen Flittchen?

Ich badete mich in blutrünstigen Fantasien. Am liebsten hätte ich ihm den Kopf abgerissen, nur um ihn anschließend wieder anzunähen und noch einmal abzureißen. Obwohl, wenn ich es mir recht überlegte, war ein anderes Körperteil dafür noch viel geeigneter.

Nachdem ich auch noch die Kulturtasche aus dem Bad geholt und in den schon überquellenden Koffer gesteckt hatte, klappte ich ihn zu und schleppte ihn aus dem Raum.

Thomas erwartete mich schon an der Wohnungstür.

»Bitte, Schatz, lass uns doch noch mal in Ruhe über alles reden«, sagte er in flehendem Tonfall.

Ich warf trotzig den Kopf zurück.

»Ich wüsste nicht, was wir noch zu besprechen hätten.«

So würdevoll wie möglich versuchte ich mich an ihm vorbeizudrücken, aber die Kombination aus hochhackigen Pumps und einem Koffer, der ungefähr so viel wog wie ein Mittelklassewagen, machte meinen Plan zunichte.

Keuchend zog ich den Koffer über den Fußboden hinter mir her zur Wohnungstür und raus ins Treppenhaus, während Thomas mich nicht aus den Augen ließ. Ich musste ihm allerdings zugutehalten, dass er nicht noch einen blöden Spruch abließ. Die Situation schien ihn wirklich mitgenommen zu haben.

Geschah ihm recht! Mich hatte das Ganze schließlich noch viel mehr mitgenommen, und im Gegensatz zu ihm war ich an der Konstellation völlig unschuldig.

Ich nahm mir fest vor, diesen Mann für den Rest meines Lebens zu hassen, auch wenn ein Teil von mir danach bettelte, er möge mich zurückhalten und mich anflehen, bei ihm zu bleiben.

Zum Glück war dieser Teil so klein, dass man ihn unter das Rasterelektronenmikroskop hätte legen müssen, um ihn überhaupt sichtbar zu machen. Der andere, weitaus größere Teil schäumte vor Wut. Dazu kam noch, dass in meiner etwas ungünstigen Körperhaltung dieser verdammte Slip mich beinahe in der Mitte durchschnitt.

Einer spontanen Eingebung folgend richtete ich mich im Hausflur auf, zog das Folterinstrument namens Stringtanga unter meinem Kleid hervor, stieg beinahe wackelfrei hinaus und schmiss es meinem Ex theatralisch vor die Füße, bevor ich die Wohnungstür zuknallte. Sollte er ruhig sehen, was er verpasste!

KAPITEL 2

Zum Glück gab es im Haus einen Aufzug, der mich in die Tiefgarage brachte, sonst hätte ich wahrscheinlich die ganze Nacht gebraucht, um meinen Koffer die sieben Stockwerke herunterzuwuchten. So war ich innerhalb von fünf Minuten verheult, verschwitzt und ohne Slip bei meinem Auto.

Doch schon bevor ich einstieg, offenbarte sich das nächste Problem: Der Kofferraum meines schicken, roten Zweisitzers war für meinen schicken Designer-Koffer verdammt noch mal zu klein!

Fluchend hievte ich das schwere Monstrum auf den Beifahrersitz, schnallte es an – sicher ist sicher – und ließ mich selbst auf den Fahrersitz fallen.

Meine Wut war inzwischen verraucht. Ich fühlte nichts als innere Leere und Kälte.

Ein Problem allerdings hatte ich noch gar nicht bedacht. Meinen Abgang zu inszenieren, war eine Sache gewesen. Dabei hatte ich mir aber keinerlei Gedanken gemacht, wie es weitergehen sollte. Erst als ich den Motor startete, wurde mir klar, dass ich überhaupt keine Ahnung hatte, wohin ich fahren sollte.

Mein Vater lebte schon seit einigen Jahren nicht mehr und zu meiner Mutter hatte ich seit Ewigkeiten keinen Kontakt gehabt. Das einzige Familienmitglied, das in der Nähe wohnte, war mein besagter Onkel Waldemar. Ich war zwar zu groß, um mich wie einen Goldfisch im Klo zu versenken, aber bei ihm einquartieren wollte ich mich trotzdem nicht. Mit meinem Onkel hatte ich schon viele Jahre nichts mehr zu tun gehabt, und eigentlich hatte ich auch gar keine Lust, etwas daran zu ändern.

Nein, die Verwandtschaft kam als Notquartier nicht infrage, also mussten wohl Freunde herhalten.

Welche Freunde?, bemerkte meine ketzerische innere Stimme zynisch.

Das war in der Tat ein nicht zu unterschätzendes Problem.

Ich hatte Thomas in Frankfurt während einer Messe kennengelernt. Damals hatte ich gerade im dritten Semester Kommunikationswissenschaft studiert und meine Finanzen gelegentlich mit Jobs als Messe-Hostess aufgebessert. Nur drei Monate später war ich dann zu ihm nach Hamburg gezogen.

Eigentlich hatte ich hier mein Studium fortsetzen wollen, aber es hatte Probleme mit dem Studienplatz gegeben. Für das halbe Jahr Wartezeit, bis ich wieder an die Uni konnte, hatte Thomas mir einen Job als Bürokraft in seinem neu gegründeten Architekturbüro angeboten.

Ich hatte glücklich angenommen – und aus dem halben Jahr waren schnell drei Jahre geworden.

Wenn ich ehrlich bin, war ich auch immer ganz zufrieden damit gewesen. Ich hatte gern mit Thomas zusammengearbeitet, wenn er nicht gerade auf einer seiner Geschäftsreisen gewesen war.

In Berlin, bei Natalie.

Aber irgendwie hatte ich es versehentlich versäumt, mir ein eigenes Leben aufzubauen. Wir hatten uns immer nur mit seinen Freunden getroffen, in seiner Wohnung gewohnt und mit seinem Architekturbüro unseren Lebensunterhalt verdient. Zu meinen alten Freunden in Frankfurt hatte ich schon lange keinen Kontakt mehr. Doch nicht nur mein Privatleben war gerade den Bach runtergegangen, ich hatte auch keinen Job mehr. Nach dem, was heute Abend passiert war, konnte ich unmöglich weiter in Thomas' Firma arbeiten.

Mir wurde ganz schwindlig, und ich musste mich am Lenk-
rad festklammern, als mir schlagartig klar wurde, dass ich vor
dem Nichts stand.

Ich war arbeits- und obdachlos!

Das Loch, das sich vor mir auftat, war so groß, dass der
Grand Canyon dagegen wie ein Schlagloch auf einem Feldweg
wirkte.

Plötzlich erschien ein Gesicht vor meinem inneren Auge.
Widerspenstige braune Locken, funkelnde grüne Augen, eine
von Sommersprossen übersäte Nase und ein breites Gesicht.
Mareike – das war die Lösung!

Mareike war eine alte Schulfreundin von mir, mit der ich
mich immer super verstanden hatte. Sie war kurz nach mir
nach Hamburg gezogen, und wir hatten uns sofort verabre-
det, uns zum Essen zu treffen.

Okay, es war wohl mein Fehler gewesen vorzuschlagen,
dass wir unsere Männer doch mitnehmen könnten. Dabei
hatte sich Mareikes Freund Christoph ausgesprochen gut
amüsiert, als wir unser Wiedersehen mit ein paar Cocktails
gefeiert hatten. Er hatte sogar ein paar nicht ganz stuben-
reine Witze zum Besten gegeben, je später, desto lauter. Aber
während wir drei immer ausgelassener geworden waren und
dabei das eine oder andere Glas in die ewigen Jagdgründe
eingegangen war, hatte sich Thomas' Miene immer mehr ver-
finstert.

Irgendwann hatte er mich dann wutschraubend aus dem
Restaurant gezerrt.

»Ich weiß wirklich nicht, ob ich noch mit dir zusammen
sein will, wenn du dich ständig mit dermaßen peinlichen Leu-
ten abgibst«, hatte er mich angefaucht. Dabei hatte er mich so
wütend angefunkelt, dass sich schlagartig sämtliche Alkohol-

moleküle aus meinem Blut verflüchtigt hatten und ich wieder nüchtern geworden war.

In den darauffolgenden Wochen hatte Mareike mich immer wieder angerufen, um sich mit mir zu verabreden. Aber ich wusste, dass es Thomas nicht gefiel, wenn ich mich mit ihr traf. Also hatte ich sie mit den fadenscheinigsten Ausreden abgewimmelt, bis sie irgendwann aufgegeben hatte.

Mein Gott, war ich blöd gewesen!

Trotzdem kam sie mir in diesem Moment wie mein rettender Engel vor, sodass ich beinahe meinte, in meiner Vorstellung einen leichten Heiligenschein wahrnehmen zu können, der rings um ihren Kopf schimmerte.

Zum Glück konnte ich mich noch ganz gut daran erinnern, wo sie wohnte, weil ich sie damals zu unserem Treffen abgeholt hatte. Sie und Christoph hatten eine schnuckelige kleine Wohnung in Altona, direkt über einer Weinstube.

Mit der vagen Hoffnung, dass jetzt alles doch noch gut werden würde, machte ich mich auf den Weg.

Doch schon nach ein paar hundert Metern fuhr ich langsamer. Andere fühlen sich vielleicht anrühlich oder ganz besonders sexy, wenn sie keine Unterwäsche tragen. Ich fühlte mich einfach nur nackt.

Ich musste an meine Großmutter denken, die mir als Kind immer eingetrichtert hatte, jeden Tag frische Unterwäsche anzuziehen.

»Hannah«, hatte sie gesagt, »stell dir vor, du musst plötzlich ins Krankenhaus und die Schwestern und Ärzte stellen fest, dass dein Schlüpfert müffelt.«

Na ja, inzwischen bin ich davon überzeugt, dass das Krankenhauspersonal durchaus Schlimmeres zu sehen – und zu riechen – bekommt als so etwas, aber unwillkürlich baute